

## Freundschaften

**Z**u den engsten Freunden Brittings gehörte seit Ende der zwanziger Jahre der Schriftsteller Paul Alverdes. Die Beziehung blieb über Jahrzehnte hin unverändert herzlich, kannte weder Mißstimmung noch Krisen. Bis zu seinem Tod ist Britting bevorzugter Gast im Hause Alverdes gewesen. (Später kam auch ich dazu.) Die Warmherzigkeit, die ihn dort umgab, zu der nicht nur der Hausherr, sondern ebenso dessen Frau Rose und ihre beiden Söhne Wolf und Jan beitrugen (für sie war ihr „Onkel Britting“ so etwas wie ein Familienmitglied), gehörte gewiß zu Brittings wohlthuendsten Lebenserfahrungen.

Auch Paul Alverdes war, wie das bei den Behörden genannt wird, schwerkriegsbeschädigt; äußerlich sah man davon nichts, im Gegensatz zu Britting, dessen gelähmter Arm mit der verletzten Hand eher ins Auge fiel. Er war sechs Jahre jünger als Britting und Sohn eines Offiziers, der in der Kolonialzeit in Südwestafrika gekämpft und seine Erinnerungen an die Herero-Aufstände 1906 bei Oldenbourg publiziert hatte. Das erste tiefgehende Erlebnis für Alverdes wurde die damals aufkommende Jugendbewegung, der er sich früh anschloß. Siebzehnjährig meldete er sich 1915 zur Feldartillerie, wurde Fähnrich und bekam nicht sehr lang nach seinem Ausrücken einen Schuß in den Kehlkopf. Fast ein Jahr verbrachte er im Lazarett und konnte die ersten beiden Jahre nach seiner Verwundung nicht mehr sprechen. Nach und nach gelang es ihm, seine rudimentären Stimmbänder auf eine heisere, rostige Tonlage zu bringen. Er hatte mit dieser Stimme später keine Schwierigkeiten mehr, sich seinem Publikum bei Vorlesungen und seinen Freunden in Gesprächen verständlich zu machen.

Aus dem Kriegserlebnis entstand seine Erzählung „Die Pfeiferstube“, die 1929 bei „Rütten und Loening“ erschien. Es blieb sein erfolgreichstes Buch; gewidmet war es Hans Carossa. Der Titel ist schnell erklärt: drei deutsche Soldaten und ein Engländer liegen in einer Lazarettstube zusammen, alle vier Kehlkopfverwundet, weshalb ihnen ein kleines silbernes Röhrchen eingesetzt wurde; daher: „Die Pfeifer.“

Karl-Heinz Kramberg faßt im „Handbuch der deutschen Gegenwartsliteratur“ das Dichterische des Geschehens zusammen:

*Die notgedrungene Kameraderie (der Pfeifer) steigert sich im Lauf der Erzählung zu überpersönlichem, die nationalen Schranken überwindendem Eros. Das Kriegserlebnis wird umgeschmolzen zum Grunderlebnis der Kriegsgeneration diesseits und jenseits der politischen Linien. Gemeinsame Unterwerfung unter das Pflichtprinzip rangiert vor der individuellen Behauptung privater Glücksbedürfnisse. Ordnung geht vor Freiheit.*

Paul Alverdes wurde 1897 in Straßburg geboren, war aber pommerscher Abkunft und verlebte seine Schulzeit in Düsseldorf. Durch sein Germanistikstudium, das er nach dem Krieg aufnahm, kam er nach München - für immer, wie sich später herausstellen sollte - und promovierte 1921 mit der Dissertation "Der mystische Eros in der geistlichen Lyrik des Pietismus". Er heiratete die angehende Sängerin Rose Weidner und wohnte während der ersten Jahre seiner Ehe mit Frau und zwei Söhnen im Vorort Großhesselohe. Es scheint bald zu einer nahen Beziehung zwischen ihm und Britting gekommen zu sein, die ebenso auf gegenseitigem Respekt gründete wie auf Sympathie. Alverdes, der weit mehr in den Literaturbetrieb integriert war als Britting, arbeitete an der "Corona" mit, hatte Verbindungen zu französischen und italienischen Kollegen und Germanisten aufgenommen und öffnete nun auch Britting seine Kreise, nicht zuletzt dadurch, daß er ihn

dem „Langen-Müller“-Verlag empfahl, der seit 1931 auch der seine war und als erstes Buch von ihm „Reinhold im Dienst“ herausbrachte. 1932 erschien bei Langen-Müller als erstes Buch von Britting der „Lebenslauf eines dicken Mannes, der Hamlet hieß“, gewidmet seinem Regensburger Freund und einstigem Mitherausgeber der „Sichel“, Josef Achmann.

In das Gästebuch von Alverdes (seit 1926 und nur bis zum Umzug nach Grünwald, 1937, geführt) trägt sich Britting das erstemal im Januar 1931 ein, mit der Gedichtabschrift „Erste Italienfahrt“ und der kurzen Widmung *für Paul Alverdes, dem Nördlichen* (Eine Anspielung auf den Gedichtband von Alverdes „Die Nördlichen“, der 1922 im Weissen Ritterverlag, Berlin erschienen war.) Frühere Eintragungen ins Gästebuch - womit ein Teil des Freundeskreises sichtbar wird, dem im Lauf der Jahre auch Britting zugehören wird - nennen neben anderen Ernst Penzoldt, Ernst Heimeran, Richard Billinger, Hermann Rinn, Eugen Roth, Hanns Braun und dessen Frau Beatrice Braun-Fock, die alle Kinderbücher von Paul Alverdes illustriert hat (mit dem Ehepaar Braun war Britting 1934 am Comer See), und das Ehepaar Bildstein. Engelbert Bildstein war ein alter Kamerad von Alverdes aus der Jugendbewegung, seine Frau Eva ließ sich später von ihm scheiden und wurde die sehr geliebte Freundin Brittings. Sie war Jüdin und verließ schon 1936 Deutschland und ging ins Ausland. Britting traf sich mit ihr, solange sie noch in Europa war, in Italien, Jugoslawien und der Schweiz. 1938 emigrierte sie nach Amerika, und durch den Krieg wurde die Verbindung zu ihr über Jahre unterbrochen.

Am Vorabend seines 45. Geburtstags schrieb Britting das Gedicht „Am offenen Fenster bei Hagelwetter“ in Alverdes' Gästebuch. 1933 schon hatte er Alverdes seinen Erzählungsband „Das treue Eheweib“ gewidmet.

Am offenen Fenster bei Hagelwetter

Himmliches Eis  
Sprang mir auf den Tisch,  
Rund, silberweiss.  
Schoss wie ein Fisch

Weg von der Hand,  
Dies greifen wollt,  
Schmolz und verschwand.  
Blitzend wie Gold

Bleib auf dem Holz  
Nur ein Tropfen dem Blick.  
Mächtig die Sonne  
Sog ihn zurück.

Georg Zirling

am 16. Febr. 1936, fünf Jahre nach dem  
ersten Eintrag, in unverminderter Herzlichkeit  
in fünf Jahren wieder, hoffentlich.

Es gab kein Oster-und Pfingstfest, kein Weihnachten (mit Ausnahme zweier Kriegsjahre), das Britting nicht mit der Familie Alverdes verlebt hätte. Und wenigstens jeden zweiten Sonntag saßen die beiden Freunde mit Leidenschaft über dem Schachbrett. Die Eintragungen: *verlor zu meinem Ingrimme eine Partie Schach nach der anderen* oder *Britting zu Tisch, endlos Schach* kehren im Tagebuch von Alverdes ständig wieder. Seit 1937 bewohnte die Familie eine geräumige, etwas altmodische, herrschaftliche Villa in Grünwald, zu der ein parkähnlicher Garten gehörte. Der Besitzer des Anwesens war ein Schweizer; er ließ seinem Mieter alle Freiheit, die vorherrschende Wildnis des Grundstücks im Lauf der Jahre liebevoll zu kultivieren: *Vormittags im Gemüsebeet [...] Glücksgefühl im Grünen und Bangigkeit. Wie gerne wohnte ich bis zu meinem Tode in diesem Garten und läge hernach unter den Wurzeln des Nußbaums begraben, tief in die Erde versenkt.*

Vor dem Haus, auf der breiten Terrasse, stand seit 1938 der runde, rote Ziegeltisch, der Binding gehört hatte und nach dessen Tod an Alverdes weitergegeben worden war. In milden Sommernächten, wenn die Gäste sich zur Bowle oder Kalten Ente um ihn versammelten, stellte der Hausherr ein Windlicht darauf: *„Im Garten / Zur schwarzen Mitternacht,/ Unter den Sternen,/ Wenn es raschelt im Strauch:/ Zünde das Windlicht an.“* [Anhang „Das Windlicht“ S.274]

Ein kleiner vorderer Teil des Gartens wurde als Boccia-bahn genutzt, und noch zu der Zeit, als ich in diesen Freundeskreis eintrat und an den Festtagen teilnahm, wurde von Gastgeber und Gästen das Bocciaspiel mit aller Leidenschaft betrieben, bevor man sich an die reichgedeckte Kaffee- bzw. Abendtafel setzte. Alverdes zeigte sich als unterhaltsamer Gastgeber, dessen Witz auch zur Schärfe neigen konnte, und der hinter der sprühenden Laune seine Grundstimmung, es war die des Melancholikers, verbarg. Unter der strengen Re-

gie der Köchin Grete wurde vom Besten, was Küche und Keller zu bieten hatten, aufgetischt. Bis in den späten Abend hinein wurde getrunken, musiziert und gesungen. Freilich konnte es vorkommen, daß nach solchen Festen die Haushaltskasse leer war, und der Hausherr seine Hausangestellte, die treue Grete, kurzfristig anpumpen mußte. Alverdes lebte immer über seine Verhältnisse. Das hing mit dem inneren Reichtum seiner Person zusammen, von dem er so verschwenderisch abgab wie von den Genüssen seiner Tafel, es hatte zu tun mit der Herzlichkeit und dem Edelmut, die ihn auszeichneten, dem Geist und Humor.

Alverdes war es auch, der Britting bei Binding einführte. Seit 1935 traf sich im Hause von Rudolf G.Binding in Starnberg jeweils samstags ein Kreis von Schriftstellern, der dem wesentlich älteren Gastgeber freundschaftlich verbunden war. Binding wird von allen, die ihn kannten, als noble Erscheinung beschrieben, schlank und von aufrechter Haltung (in jeder Hinsicht), der man den ehemaligen Kavallerieoffizier anmerkte. Das Weltkriegserlebnis war für ihn ähnlich prägend gewesen wie für die meisten Teilnehmer dieser Runde. Erst mit vierzig Jahren hatte er zu schreiben begonnen: Gedichte, Novellen und einen Rechenschaftsbericht „Erlebtes Leben“. Seine Bücher wurden viel gelesen, eine seiner Erzählungen sogar verfilmt.

Britting war über die Jahre hin ein eher sporadischer als regelmäßiger Gast. Er wußte Bindings schriftstellerische Fähigkeiten richtig einzuschätzen, hat sich aber später immer mit großem Respekt über ihn geäußert, nannte ihn einen Ritter ohne Furcht und Tadel und fügte einmal hinzu, Binding könne als Beispiel dafür gelten, wie menschliche Würde und die Ausstrahlung der Persönlichkeit imstande seien, das dichterische Vermögen zu überdecken.

Zur Binding-Runde gehörten neben Paul Alverdes und Britting der Literaturkritiker W. E. Süskind, die Schriftsteller

Ludwig Friedrich Barthel, Karl-Benno von Mechow, Ernst Penzoldt, manchmal kamen Hans Carossa dazu oder auswärtige Freunde wie Anton Kippenberg.

Im August 1938 starb Binding im Alter von 71 Jahren. Die Trauerrede hielt Rudolf Alexander Schröder; Alverdes veröffentlichte seinen Nachruf auf den verehrten Freund im „Inneren Reich“ :

*Von dem Tode, und was es nach ihm mit dem Menschen sei oder nicht sei, haben wir zuweilen auch gesprochen, wenn wir in Rudolf G. Bindings Hause um die runde Tafel versammelt saßen oder um den Tisch aus roten Ziegeln in seinem Garten draußen, unter der mächtigen Kastanie, durch deren Laub man in der Ferne die Fläche des Starnberger Sees gewahrt. Er selber freilich pflegte zu schweigen dazu... Er hatte mit seinem Werk eine Antwort gegeben, der nichts hinzuzufügen war. Nicht jeder freilich wollte sie gelten lassen und drang wohl einmal näher zu. Dann konnte es geschehen, daß er sich doch zu einem Bekenntnis faßte. Er sprach mit dem Ernst und dem Feuer, das dem Gegenstande gebührte, von dem Leben, das einzig und herrlich sei [...] wozu es da eines anderen Lebens noch bedürfe? [...]*

Paul Alverdes war Herausgeber der Zeitschrift „Das Innere Reich“, die von 1934 - 1944 bei Langen-Müller in München erschien. (In den ersten Jahren zeichnete Karl-Benno von Mechow mitverantwortlich.) Diese Herausgeberebene stabilisierte sein Einkommen, denn allein vom Verkauf seiner Bücher sowie den Honoraren aus Rundfunkbeiträgen und literarischen Veranstaltungen hätte er seinen anspruchsvollen Lebensstandard nicht halten können. Andererseits band sie seine schöpferischen Kräfte. Er hat sich darüber immer wieder Gedanken gemacht, wie das Tagebuch vermerkt, und öfter als einmal war er entschlossen, als Herausgeber zurückzutreten, tat

es dann aber doch nicht. Er veröffentlichte in diesen Jahren Novellen wie „Das Zwiegesicht“ und „Die Verwandelten“, einen Essayband „Dank und Dienst“, der neben Reden auf Goethe und Kleist auch Besprechungen zu Hamsun, zu Hans Grimms Erzählung „Richter in der Karu“ - die er klassisch nannte - und zu Brittings Hamlet-Roman enthält. 1941 huldigte er seinem verehrten Mozart mit einer kenntnisreichen Gedenkrede zu dessen 150.Geburtstag. Seinen literarischen Lebensplan aber, den großen Roman über die Jugendbewegung „Die Waldbrüder“ (ein Synonym für Wandervögel) zu schreiben, ist ihm nur in Ansätzen gelungen. Vierzig Jahre hat er an ihm gearbeitet, knapp 300 Seiten umfaßt der nachgelassene Text. Teile daraus waren zwischen 1930 und 1933 in der Schweizer Literaturzeitschrift „Corona“ veröffentlicht worden.

Alverdes mußte bald einsehen, daß es einem Balanceakt glich, als Herausgeber einer „Zeitschrift für Dichtung, Kunst und deutsches Leben“ den damaligen politischen Zwängen zu entkommen. Die Schwierigkeiten begannen damit, daß ein den Nazis nicht genehmer Essay mit dem Titel „Friedrich der Große“ bereits 1936 zu einer Anschwärzung im „Schwarzen Korps“ und zu einem vom Reichspropaganda-Ministerium ausgesprochenen kurzen Verbot der Zeitschrift führte. Und sie setzten sich fort. Ein Gedicht von Britting über Langemarck „Die freiwilligen Knaben“, das 1939 im Inneren Reich erschien, zog eine Beschwerde des Studentenführers Dr. Robert Müller, Wien, nach sich. Britting forderte als alter Frontsoldat eine Rücknahme der in dem Brief enthaltenen Behauptung, sein Gedicht sei eine „Entstellung dieses geschichtlichen Opfers“. Die Rücknahme kam.

Für Britting war „Das Innere Reich“ ein häufig genutztes Forum: die meisten seiner Gedichte und Erzählungen, die während des Bestehens der Zeitschrift entstanden, erschienen dort als Erstdruck, darunter auch die ursprüngliche Fassung



des Penthesilea-Gedichtes, das noch den Titel führte „Wo sind, Achill...“. Die Endfassung nahm Britting in seinen Band „Unter hohen Bäumen“ auf. Es wurde eines seiner bekanntesten und meistgedruckten Gedichte.

Als Gottfried Benn es in einer Anthologie fand, schrieb er an Britting:

Dr. Gottfried Benn  
Bln., Schöneberg, Bozener Str. 20

4 D 57

Lieben Herrn Britting,

Ich muß Ihnen gestehen, dass ich eben in der  
kleinen Anthologie von Janitsch mit einem Heft in  
meinem Leben zu fassen: "Wo sind, Achill" ge-  
lesen und kennen gelernt habe. Ich kann diese  
Lesung nicht hinnehmen, ohne Ihnen zu sagen,  
denn das ein wahrhaft großartiges Gedicht ist,  
einfach hinweisend.

Und damit dank ich Ihnen

sehr herzlich

Gottfried Benn.

Anhang

## Was hat, Achill...

Unbehelmt,  
Vorán der Hundemeute,  
Über das kahle Vorgebirge her  
Auf ihrem Rappen eine,  
Den Köcher an der bleichen Mädchenhüfte.

Ein Falke kreist im blauen, großen  
Unermeßlich blauen,  
Großen Himmel.

Er wird niederstoßen,  
Die harten Krallen und den krummen Schnabel  
Im Blut zu tránken, dem purpurnen Saft,  
An dem das Falkenvolk sich wild berauscht.

Die nackte Brust der Reiterin.  
Ihr glühend Aug.  
Die Tigerhunde.  
Der Rappe, goldgezügelt.  
Sie hält ihn an.

Mit allem Licht  
Tritt aus den Wáldern vor  
Der Mann der Männer.  
Die Tonnenbrust.  
Auf starkem Hals das apfelkleine Haupt.

Er sieht die Reiterin.  
Und sie sieht ihn.  
So stehn sich zwei Gewitter still  
Am Morgen- und am Abendhimmel gegenüber.  
Der Falke schwankt betrunken auf der Beute.

Was hat, Achill,  
Dein Herz?  
Was auch sein Schlag bedeute:  
Heb auf den Schild aus Erz!

Die Entstehungsgeschichte dieser Verse läßt sich wenigstens andeutungsweise darstellen:

Das Septemberheft 1937 des „Inneren Reichs“ hatte einen Aufsatz von Max Kommerell über Heinrich von Kleist gebracht: „Die Sprache und das Unaussprechliche“. Britting war lebenslang ein Bewunderer Kleists und hat sich öfter brieflich und mündlich dazu bekannt.

*O, der Prinz von Homburg, ein Wunder*

schrieb er am 8.4.49 an Georg Jung, 14 Tage vorher bereits:

*Penthesilea: eine Sprachkraft unerhört; gehört zum Schönsten, was es überhaupt gibt. So was macht ihm keiner nach. Auch Goethe nicht. Als ichs zum erstenmal las, war ich wie betäubt und es schien mir der Gipfel jeglicher Dichtung überhaupt! Zu den Gipfeln aber gehört es.*

So war es nicht verwunderlich, daß er sich mit dem Text von Kommerell eingehend beschäftigte, und mit mir, die ich gerade begann, mich einer Figur Kleists bis zur Identifikation zu nähern, darüber sprach, mir das Heft schenkte. Das Geschick der Penthesilea muß, über das Sprachliche hinaus, eine nicht nachlassende Faszination für ihn gehabt haben: Zehn Jahre früher hatte er, ungewöhnlich genug, mit der Frau seines Freundes Achmann, der am Münchner Staatstheater engagierten Schauspielerin Magda Lena, die ihm viel bedeutete, vier Wochen lang die Penthesilea geprobt. Nun studierte ich als ihre Schülerin im Winter 37/38 diese Rolle, und war gleichzeitig in eine mich beherrschende Beziehung zu Britting geraten, die mich in einen Zustand versetzte, in welchem die imaginäre Welt der Dichtung und das reale Leben sich einander verflochten. In diesem „Gewölke“, das uns beide umgab, werde ich ihm als Medium für sein Gedicht gedient haben. Ich weiß nicht, ob ich je wieder so hoch gestimmt war wie in diesem Jahr. Als ich im März 1938 bei der Bühnengenossenschaft meine Abschlußprüfung „mit Auszeichnung“

bestanden hatte, gab mir Magda Lena eine Empfehlung nach Berlin, wo unter Heinrich Georges Intendanz in ein paar Monaten das neue Schillertheater eröffnet werden sollte. Der Andrang an Schauspielern, die bei ihm vorsprechen und engagiert werden wollten, war groß, zwei Vormittage waren für die Auswahl vorgesehen. Ich wurde am 2.Vormittag als eine der letzten auf die Bühne gerufen, sprach eine Szene aus der Penthesilea vor - es saßen außer George noch drei oder vier Leute (vermutlich Regisseure) im Parkett - hörte, als ich zu Ende war, ein paar Augenblicke gar nichts, dann kam Applaus von unten, und die Stimme Georges: „Kommen Sie morgen früh in mein Büro.“ Das tat ich und verließ es mit einem Dreijahresvertrag. Kein späterer Bühnenerfolg kam dem Glücksgefühl gleich, das ich in dieser Stunde empfand. Auch wenn sich dann herausstellte, daß die Träume, sofort in großen Rollen eingesetzt zu werden, Träume blieben. - Die zeitweise Trennung von Britting hatte ich mit meinem Vertrag auch unterschrieben. Aber es gab, wie sich herausstellen sollte, genug freie Zeit, um zwischen Berlin und München zu pendeln. Wie spannungsgeladen unsere Beziehung sein konnte, zeigt Brittings Widmung auf seinem Paestum-Gedicht, das er mir 1938 nach Berlin schickte. [Siehe S.153] Als er von Falckenbergs Angebot hörte, mich den „Puck“ spielen zu lassen, schrieb er mir 1940 nach Berlin:

*[...] Die alten Meister malten auf Goldgrund. Der war zu spüren, auch wo er nicht zu sehen war. Jede echte Kunstleistung muß auf Gold gemalt sein. Das Gold ist quasi die untergründige tiefere Bedeutung. Das ist beim Puck die scheue traurige Angst des vom Seelenhaften ausgeschlossenen Elfenwesens: vorn die Maske des Streiche verübenden frechen, lustigen Burschen, darunter, ja, darunter, gar nicht vorn, gar nicht aufdringlich, für das oberflächliche Auge gar nicht wahr zu nehmen, der Goldgrund! Nicht einmal Flkbg [Falckenberg] braucht ihn*

*wahr zu nehmen, dann kommt eine Wirkung, die sozusagen unerklärlich ist, für ihn, und für das Publikum, und doch gespürt wird, wenn auch ohne Bewußtsein darum. Sei toll und dreist als Puck, auf Goldgrund.*

*Manche haben den Goldgrund, ohne zu wissen, daß sie ihn haben, vielleicht George und solche Typen. Die Straub und die Dorsch wissen es vielleicht auch, daß sie ihn haben.*

*Aber lass dich nicht einschüchtern durch meine Ratsschläge. ich glaube, du hast den Goldgrund von Natur aus. Und ich hätte dich gar nicht zu belehren brauchen, als dein oberlehrerhaftes Väterchen.*

Im September 1940 kehrte ich nach München zurück und wurde Mitglied der Münchner Kammerspiele. In meine Premiere ging Britting nicht, sah sich eine spätere Aufführung des „Sommernachtstraum“ an. So hielt er es all die Jahre über bei meinen Bühnenauftritten.

Zu Beginn des zweiten Weltkriegs, als es in München noch keine Zerstörungen durch Bombenangriffe gab, schien das Leben äußerlich fast normal weiterzugehen, abgesehen von der schlechter werdenden Ernährungslage. Die Konzertsäle waren besucht, die Theater hatten volle Häuser, auch die Verlage arbeiteten noch wie in Friedenszeiten. Dennoch waren die Menschen gedrückter Stimmung. Vom ersten Kriegswihnachten berichtet Alverdes in seinem Tagebuch:

*24.12.1939. Bis zuletzt war es ungewiß, ob Georg Britting, der nun schon seit langen Jahren den Abend mit uns feiert, würde kommen können, denn er hatte, wie so oft am Weihnachtsabend, Fieber und Husten. Doch war er um halb Fünf da [...]. Wir aßen Karpfen und tranken Rheinwein dazu. Und tranken später die letzte von unserem unvergessenen Rudolf G. Binding ererbte Flasche Veuve-Cliquot, da Britting nicht ablassen wollte zu husten und zu fiebern, machten wir einen sehr scharfen Grog und*

fanden uns ganz leidlich dabei, - wenn auch die Sorge und die Trauer um diese Zeit keinen freien Gedanken aufkommen lassen wollte [...]

Am 3. April 1940 schrieb Britting an Alverdes:

Lieber Alverdes,  
 im Frühling dichten die Dichter. Ich auch.  
 Ich schicke dir drei Gedichte. 2 müssen  
 aber noch ins Mai - Heft, and Thomabücher  
 gründen. Am liebsten wärs mir, wenn  
 alle 3 auf einmal kämen. Aber wie du  
 meinst.  
 Du wunderst dich über, wo all das  
 Blütenzeng im Winter steckt. Im Erinnerungsg  
 daren und an dein Hand und deinen  
 Gersten und deine Knaben hat ich das  
 dir gewidmete Gedicht geschrieben.  
 Nimm an mit meinem Dank! Oder  
 lass die Widmung weg, wenn du sie, <sup>am</sup> all  
 den Her aufgaben der Zeitschrift gerichtet, nicht  
 recht angänglich findest. Dann soll sie  
 später einmal über dem Gedicht stehen,  
 wenn es in ein Buch aufgenommen wird.  
 Herzlich dein  
 Britting

Es handelt sich um das Gedicht „Wo war das im Winter verborgen“, dessen letzte Strophe lautet:

Bald ist dein Haus nun im Grünen begraben,  
 Und deine Knaben,  
 Stürmen mit Fäusten voll Blumen zu Tisch.  
 Hörst aus dem Laube den Vogelsang dringen,  
 Süß gurrst die Taube,  
 Und nur den Raben bringt niemand zum Singen,  
 Stumm schwimmt der Fisch.

Das Gedicht erschien, zusammen mit einem zweiten im Maiheft 1940 mit Widmung. Im März 1941 fragte Britting bei Alverdes an:

*kannst du diese übersteigerte Geschichte brauchen?*

*Sie war schon einmal gedruckt, vor 15 Jahren, in der 'Deutschen Rundschau', aber sie ist an Haupt und Gliedern so verändert, daß ich leichter eine neue Geschichte geschrieben hätte.*

*Aber wenn sie dir nicht gefällt, sollst du es barsch sagen deinem Britting.*

Die Erzählung „Ulrich unter der Weide“ brachte Alverdes im Aprilheft 1941.

In den knappen handschriftlichen Aufzeichnungen Brittings über seine Arbeit in diesen Jahren steht:

*Herbst 41, Gedichte: September. Erstes mit bewußt festem Maass. Antiker Beginn: Mai 42. Und dann mehr Gedichte im festen Maass. Ende 43. Weingedichte.*

*Todsonette: Beginn Herbst 42, bis Februar 46.*

*42-45: u.a. Kalender, Unter hohen Bäumen, Stubenwärme, Zentauren, See, Jägerglück, Kuckuck, Fittich an Fittich, Herzschatz verstummte, Krähenschrift.*

Am 31. Dezember 1941 notierte Alverdes in sein Tagebuch:

*Wetterumschlag, Schneetreiben. Null Grad. Abends Eugen Roth und Frau, Braun und Frau, Britting.*

*Gemeinschaftsessen, da bei schwindenden unersetzbaren Vorräten jeder Gast etwas mitbringen mußte. Gedrückte, trübselige Stimmung, die Gedanken quälen sich bei jedermann um das Zukünftige, das finster droht. Die verworrene hilflose Neujahrsbotschaft kein Trost, eher tiefer besorgter herabstimmend.*

1.1.1942

*[\* ] ich müßte blödsinnig sein und von allen guten Geistern verlassen, wenn mich das Lesen dieser Neujahrsbotschaft, dieses unklare, hilflose Gestammel, dieses platte Pöbeldeutsch nicht vor dem Abgrund schaudern machte, der sich da auftut, wo dieser Mann [Hitler] steht, - ist das auf der Bank gesessen, wo die Feinde Deutschlands und die Spötter sitzen?[\* ]*

Die Sorgen, die Alverdes seinem Tagebuch anvertraute, teilte neben Britting auch der gemeinsame Freund Eugen Roth. Seit Roth und Britting sich in den Zwanziger Jahren kennen gelernt hatten, führten sie einen über Jahrzehnte hin nicht abreißen Dialog, man könnte auch sagen, ein immerwährendes Streitgespräch über Kunst, Dichtung, Willensfreiheit und anderes. In den seltensten Fällen konnten sie sich einig werden. Roth notierte einmal lapidar:

*Zwei Naturen wie ich und Britting werden sich letzten Endes nie begreifen [...].*

Eugen Roth war ein außergewöhnlich gebildeter und kluger Mann, mit einem Hang zur Selbstentblößung. Kein anderer Freund breitete seine Seele so offen vor Britting aus wie er, und so hatte ihr Umgang miteinander eine Intimität, wie ich sie mit keinem anderen Freund beobachtet habe. Roth hat-



te viel Gemüt, ein weiches Herz. Aus Gutmütigkeit und Geltungstrieb konnte er keinen noch so kleinen Auftrag bei Presse oder Rundfunk ablehnen, womit er oft Brittings Zorn oder Ironie herausforderte. Während der Kriegsjahre wurde ihr Dialog zunehmend von den Sorgen und Folgen des immer deutlicher sichtbar werdenden Unheils beherrscht, das über Europa hereinbrach. Britting wohnte von 1935 bis zum Umzug an den Annaplatz, 1951, in seinem Bogenhausener Treppenzimmer, Holbeinstraße 5; Roth nicht weit davon in einer geräumigen Dachwohnung in der Widenmayerstraße. Die beiden Freunde verabredeten sich meist zweimal in der Woche zu Spaziergängen an der nahegelegenen Isar, und alle 14 Tage gingen sie ins Müllersche Volksbad zum „Schwitzen“. Worüber bei ihrem Zusammensein geredet worden war, notierte sich Roth häufig noch am gleichen Tag und nannte diese Aufzeichnungen „Gespräche am Fluß“.

Undatiert, etwa 1941:

*Heute ist ein halbbewölkter Dezembertag, kalt und rauchend, mit kreischendem Schnee. Flieger flogen im Dunst, auf dem gefrorenen Boden glänzen Patronenhülsen von einer Schießübung. Es ist mühsam zu gehen in den schweren Mänteln, im halb ausgetretenen Schnee. Selbst die Wasservögel ließen wir in Ruhe. Das Wasser ist ganz klar, seicht und durchsichtig. Erfrorene rote und schwarze Beeren hängen an den Sträuchern. Einsamkeit ringsum.*

*Wieder die alte Geschichte: Was wird werden? Nicht so sehr augenblicklich politisch, als - groß gesehen - weltanschaulich, und, wenn man will, kosmisch.*

*Über die schrecklichen Möglichkeiten sind wir uns klar. Die Auswirkungen dessen, was heute geschieht, sind in zwei, drei Jahren, vielleicht früher, vielleicht später, zu erwarten... Das Ende dieses Krieges kann unvorstellbar sein. Es ist nichts zu machen. Gott ist nicht anzugreifen. Gefährlich, alles auf eine Ewigkeit zu schieben.[\* ]*

*Britting: Vielleicht ist unser ganzes Weltbild falsch? Wir vergessen die dunkle Tiefe, das Grauen, das uns eigentlich täglich umgibt, das uns nahe gerückt ist. Auch Goethes Weltbild ist eigentlich nur ein Traum davon, wie es eigentlich sein könnte. Noch weit mehr Schillers. Bei Kleist? Am ehesten noch wagt Shakespeare die furchtbaren Schatten des Lebens heraufzubeschwören.[\* ]*

*Man weiß nicht, wie der Mensch eigentlich ist. Gut auf keinen Fall. Jedenfalls gibt es nichts, was es nicht gibt. Man müßte also auch in der Dichtung alles Licht auf dem dunklen Hintergrund aufbauen und den wunderlichen Mut bewundern, mit dem wir zu leben wagen.[\* ]*

*Wie immer brechen wir ab, sagen ein herz- und scherzhaftes Wort über die Unbegreiflichkeit der Welt und wenden uns näheren Dingen zu.*

Eugen Roth war eine frühe lyrische Begabung. Es hatte Eindruck auf Britting gemacht, daß von dem Jüngeren bereits ein Gedichtband erschienen war, als sie sich kennenlernten. Der angesehene Kurt Wolff Verlag hatte 1923 in seiner Reihe „Der jüngste Tag“ von Roth das Lyrik-Bändchen „Die Dinge, die unendlich dich umkreisen“ gebracht. Brittings erste Gedichtsammlung bei Wolfgang Jess in Dresden kam erst 1930 heraus. Das lag nicht nur daran, daß Britting „ein Spätling“ war, als den er sich selbst oft bezeichnete, er hielt sich in seiner Jugend für einen Dramatiker, verfaßte einige Theaterstücke, Komödien, die zum Teil auch aufgeführt wurden. Die „Stubenfliege“ etwa, für Magda Lena geschrieben und am Münchner Residenztheater aufgeführt. 1937 warf er alle seine dramatischen Versuche, nach Aussage seines Freundes Hermann Seyboth, in Ermangelung eines Ofens in die Isar. Sein erster Prosaband „Der verlachte Hiob“ war schon 1921 von der Ernst-Ludwig-Presse im Traisa Verlag, Darmstadt, gedruckt worden. Er hat ihn jahrzehntelang als eine abgeworfe-

ne Schlangenhaut betrachtet, nichts mehr von diesen Jugendverstiegenheiten gehalten, bis er diese Texte dann doch, bei einer Revision seines gesamten Oeuvres, in seine erste Gesamtausgabe aufnahm.

Wenn Roth und Britting sich über Gedichte unterhielten, waren sie sich am ehesten einig.

*Mit Britting kann man, wenn man's kann, Gespräche führen. Das ist keine Selbstverständlichkeit. Man kann stundenlang über Worte, Wörter, Wortformen sprechen. Über die eigentliche dichterische Form. Die Maßform.*

*Britting dichtet eins nach dem anderen. Nicht strotzende Schubfächer, sondern ein klarer Kopf. Nicht übermäßig fleißig, aber ungeheuer ausdauernd. Wie dichtet er? Nie habe ich ihn eine Zeile aufschreiben sehen. Er geht ohne ein Wort zu sagen vorbei. Dann ist es ein Gedicht geworden. Er setzt den Anfang hin. So sind auch seine Anfänge. 'Wie ist es draußen kalt'. Das kann jeder sagen.[\* ]*

Eugen Roth wurde 1895 als Sohn eines Journalisten in München geboren. 1914 meldete er sich als Kriegsfreiwilliger und kam mit einer schweren Verwundung, die er sich bei Ypern geholt hatte, aus dem Feld zurück. Nach dem Krieg studierte er Germanistik, Kunstgeschichte und Philosophie in München und promovierte „Über das Gemeinschaftserlebnis des Göttinger Dichterkreises“. Mit Alverdes war er seit seinen Studienjahren befreundet. Roth begann, wie sein Vater, als Lokalredakteur bei den „Münchner Neuesten Nachrichten“, bis ihn die Zeitung 1933 wegen politischer Unzuverlässigkeit hinauswarf. Seine anfangs etwas esoterische Lyrik ( er veröffentlichte noch zwei weitere Gedichtbände) wendete sich unter dem Einfluß Brittings dem Naturgedicht zu. Ein scherzhafter Ausspruch von Alverdes galt der lyrischen Tendenz dieser Jahre:

*warte nur, balde  
brittingst du auch.*

An Georg Jung schrieb Britting einmal, auf dessen Frage nach Eugen Roth: Ja, Eugen Roth ist mein prosaischer und lyrischer Schüler. Er erkennt es dankbar an.

und: Der Humorist Eugen Roth ist ein schwerer Melancholiker, wie alle Humoristen, und ein prächtiger Mensch. Als Britting mich mit seinem Freund Roth bekannt machte, war dieser noch immer der Verfasser guter Novellen und Lyrik, hatte sich aber weit mehr einen Namen als erfolgreicher Autor humoristischer Verse gemacht und war in diesem Genre ganz selbständig. Seine „Ein Mensch“- Gedichte und „Die Frau in der Weltgeschichte“ erreichten hohe Auflagen und wurden ungemein populär; fast jedermann konnte damals mindestens einen Vers oder ein kurzes Gedicht aus der „Ein Mensch“ - Sammlung frei zitieren. Diese Bücher sicherten Roth ein gutes Einkommen. Das war für einen freien Schriftsteller eher die Ausnahme als die Regel. An Roths Lebensangst änderte das nichts, auch als seine Auflagen die Million erreichten. Zu existieren wie Britting: in einem möblierten Zimmer, angewiesen auf die ungewissen Einkünfte aus Abdrucken in Zeitungen und Zeitschriften ohne Rückhalt bei möglicher Krankheit, davor hätte ihm gegraust. Er war lang Junggeselle geblieben, mit 43 Jahren heiratete er die Buchbinderin Klothilde Philipp, eine bodenständige, energische, dabei charmante Frau. In einer Veröffentlichung des „Börsenblattes“ aus dem Jahr 1983 beschreiben die Söhne Roths ihre Mutter:

*[\* ]Da war es ein Segen, daß Eugen Roth, der zu Depressionen Neigende, in Gestalt seiner Frau die ideale, ausgleichende Gefährtin zur Seite hatte. Die gelernte Buchbindermeisterin mit eigener Werkstatt im Haus (die in späteren Jahren allerdings nur noch der Anfertigung von bibliophilem Eigenbedarf diente) war nicht nur eine exzellente Hausfrau und Köchin, sondern nahm ihrem Mann*

*auch das Chauffieren des Wagens sowie jegliche Art von Verhandlungen ab.*

Brittings literarischem Einfluß war Roth mehr und mehr entwachsen, und als Folge davon veränderte sich auch die menschliche Beziehung zwischen den alten Freunden. Dazu kam, daß Klothilde die Dominanz Brittings mißbilligte, so daß sich bei jedem Zusammensein, ob im Hause Roth oder in Gesellschaft, eine ungute Atmosphäre ausbreitete; aber auch Roth selbst fand sich zunehmend von Britting und den anderen Freunden unterschätzt.

Nach den gemeinsamen Jahren in München kam 1943 für Britting und mich erneut eine Trennung: ich verließ (zusammen mit einer Schauspielkollegin) die Kammerspiele und nahm ein Engagement ans Stuttgarter städtische Schauspielhaus an, mit dessen Intendanten Hanns Tannert ich einen Vertrag abschloß, der mir Rollen sicherte, die ich zu spielen wünschte. Der damalige Oberbürgermeister Ströhlin (er gehörte, wie ich später erfuhr, zu den stillen Widerständlern des 20. Juli 1944) sorgte dafür, daß wir zugereisten Schauspieler trotz beginnender Zerstörung Stuttgarts zu Wohnungen und Möbeln kamen.

An meinen Vater schrieb ich am 7. 9. 1943:

*Hotel Ketterer, Marienstraße 3, Zimmer 224*

*L.V., jetzt sind wir noch nicht ganz einen Tag da und haben schon vier Alarme, davon einen regelrechten Tagesangriff mitgemacht. Es hat aber nur Außenbezirke erwischt. Uns gehts gut. Wir haben reizende Zimmer, mit fließ. Warmwasser, eingebautem Schrank, Couch, Zimmertelefon und sind schon fest auf Wohnungssuche. Im Theater gabs bloß einen Betriebsappell, die Proben fangen erst in den nächsten Tagen an [...]*

23.9.1943

*L.V., ich fahr nun morgen nochmal übers Wochenende nachhaus, weils voraussichtlich für längere Zeit das letztemal sein wird. Ich fange in der nächsten oder übernächsten Woche mit den Proben an, und zwar spiele ich als erste Rolle die „Heilige Johann“ von Shaw, und bin selig darüber. Premiere wird ungefähr Anfang, Mitte November sein. Ich freu mich schrecklich [...]*

Von Britting kam um die gleiche Zeit ein (undatierter) Brief aus der Holbeinstraße 5:

*Mittwoch nachmittag:*

*[...] Ich habe gerade einen Cognac getrunken [...] aus Freude über deinen ersten Brief, von Montag Nacht und Dienstag. Ich nehme an, daß ein früherer Brief verloren gegangen ist. Oder erst noch kommt, und so weiß ich deine Adresse nicht, und adressiere auch diesen Brief, wie zwei andere, oder warens 3, an dein Theater, dessen Namen ich auch nicht weiß. Ich war ziemlich in Sorge um dich, und hab aufgeatmet, als dein Brief kam. Während du ihn schriebst, donnerte es hier mächtig. Der Schaden ist groß, auch in deiner Gegend. Hoffentlich ist bei dir zuhaus nichts passiert [...] ich geb den Brief jetzt gleich noch auf! In Hausschuhen! Es ist 6 Uhr. Ich hatte eine kindliche Angst, es sei dir etwas passiert [...]*

*Donnerstag nachmittag*

*Heut früh hab ich mein Fenster mit Pappe vernagelt, es ist saukalt, ich trink Schnaps und hab das elektrische Öfchen an. Ich werd das Fenster mit Holz vernageln müssen, auf Glas ist keine Aussicht! Das wird ja fein. I c h und das Fenster mit Holz vernageln, und kein Holz und keine Nägel und keinen Hammer und kein Schnumpsi. Du hättest die Johanna doch hier spielen können. Das ist die höchste Gemeinheit vom Schicksal, gerade im entschei-*

*denden Winter bist du nicht bei mir! Ich bin auf das Dach geklettert und hab die Scherben in den Abfallkübel geleert. Grad war Luftwarnung [...]*

Wir schrieben uns täglich, konnten auch häufig miteinander telefonieren. Wenn ich spielfrei war, fuhr ich, selbst für zwei Tage, im überfüllten Zug stehend, nach München. Zu einer „Johanna“-Aufführung kam Britting angereist. Er hatte mich vorgewarnt, er sei ein Nervenbündel, ich möge ihn wie ein rohes Ei behandeln, er hielte das Leben kaum mehr aus. Dieser Zustand psychischer Erschöpfung, den ich an ihm wahrnahm, verdoppelte meine Sorge um ihn, denn sie kam zu der Angst hinzu, ihn den immer häufigeren Luftangriffen auf München ausgesetzt zu wissen. Im Juli 1944 floh er für zwei Wochen zu den Freunden nach Bürgstatt bei Miltenberg, dem Ehepaar Weber. Da ging es ihm gut.

*22.7.44 [...] abenteuerlicherweise bin ich doch gestern hier gelandet, mit Forellen und Sekt empfangen und vorm Fenster ist eine sommerliche Fülle, die wir in Oberbayern nicht kennen, die Kirschbäume dick voll von Früchten, o, ich bin so müd! [...] Ich sitze hier, nachmittags 5 Uhr in meinem schönen Zimmer, mit dem Blick auf den Main, die Weinberge, auf dem Berg ein altes Kloster, ein Glas Himbeergeist neben mir, eine Zigarre im Mund, und atme tief, und denk an dich [...].*

Es war eine trügerische Ruhe. Anfang August trieb es ihn heim, aus Sorge um sein Zimmer, seine bescheidene Habe, seine Manuskripte, die in der Schublade seines Schreibtischs lagen. Er war nur mit einem Rucksack gereist. Mir schrieb er nach der Rückkehr in die Holbeinstraße, er wolle es in diesen furchtbaren Zeiten auch nicht besser haben als ich! Es blieb sein letzter Besuch bei den Webers.

Britting hatte das Ehepaar Weber 1941 kennengelernt, als ihn eine seiner Lesereisen nach Miltenberg führte, und er im

dortigen Gemeindesaal Prosa und Gedichte vorlas. Fritz Weber besaß ein Kieswerk in der Nähe von Bürgstatt, Ingeborg Weber war gebürtige Münchnerin, sie gehörte zu einer Hotelier-Familie, den Volkhardts vom „Bayerischen Hof“, und daß sie zu dieser Vorlesung gekommen war, hatte, wie sie mir später einmal erzählte, seinen Grund darin, daß Britting aus ihrer Heimatstadt München kam. Von seiner literarischen Bedeutung wußte sie bis dahin nichts. Aus dieser Begegnung erwuchs eine jahrelange freundschaftliche Beziehung; Britting folgte der Einladung wiederzukommen gern, er fühlte sich wohl in dem gastfreien Haus, in dem es an nichts mangelte. Die Dame des Hauses zog ihn an, den Hausherrn, der ein leidenschaftlicher Angler war, begleitete er an den Main und sah zu, wie dieser - ähnlich dem Pfarrer von Elbingenalb - die Forellen mit der bloßen Hand fing; und mit den vier schulpflichtigen Kindern trieb er seine Scherze. Es lebte sich wie im Frieden in Bürgstatt. Ingeborg Weber versorgte Britting in München mit Essensmarken, Zigarren und Alkohol. Er dankte es ihr mit regelmäßiger Zusendung von Gedichten, an denen er arbeitete. Achtzig Autographe oder mehr, manche genau datiert; von den Todsonetten teils erste Fassungen, finden sich noch heute im Besitz der Familie. Ein Ingeborg Weber gewidmetes Gedicht erschien 1941 im „Inneren Reich“:



## Krähen im Schnee

für das Krähennest

Die schwarzen Krähen "überm weissen Feld  
Haben von je mein Herz erregt.  
Sie sitzen auf den Pfännen, unbewegt,  
Wenn still der Schnee auf sie hernieder fällt.

Die Zänbertiere aus der alten Zeit  
Sie sind bei uns nur zu Besuch.  
Sie tragen noch das Galgenvogelkleid,  
Sie hören einst den ränken Haukerflüch.

Was denken sie! Ach, du errätst es nicht!  
Sie starren einsam vor sich hin.  
Der Himmel hat ein milchig-trübes Licht.  
So war die Welt im ersten Anbeginn.

Nun naht vom Feld her sich ein neuer Gast  
Die andern sehen ihm nicht zu.  
Es stänkt der Schnee unter der schwarzen Last  
Und dann ertönt auch du dich die Winkerröh

So rauh wie hohl der alte Krähenschrei.  
In ihm ist Langweil und Verdross.  
So hocken sie, das schwarze Zinereis,  
Und wie obald fällt der Schnee, wohin er müss.



Georg Britting

Paul Alverdes

Im Jahr 1943 übersiedelte Paul Alverdes mit seiner Familie nach Strobel am Wolfgangsee; um die Texte für die Zeitschrift, die inzwischen nur noch vierteljährig erschien, festzulegen, fuhr er von Zeit zu Zeit in die Verlagsredaktion nach München. Von dort erhielt er am 28. April 1944 einen Brief Brittings, der die Zerstörungen schilderte, die der letzte Luftangriff auf München verursacht hatte:

*Lieber Alverdes,*

*ja, die Montagnacht war nicht schön, das heißt, schön war sie auch, auf ihre Weise, so á la Glocke: 'müßig sieht er seine Werke und bewundernd untergehn'. Ich war in meinem Ausweichquartier bei Hanser und als es dann losballerte, und Hanser und ich einen Kontrollgang machten, sahn wir, daß es ringsum schon lichterloh brannte, und auf Hansers Speicher lagen zwei brennende Brandbomben, die aber leicht zu löschen waren. Ja, und dann brannte es im Nachbarhaus, bei Endres, aber das war noch zu löschen, aber rundum brannten die großen, schö-*

*nen Plutokratenvillen, zum Teil schon so kleine Palais, still und feierlich wie Weihnachtskerzen bis auf die Grundmauern nieder, und es löschte niemand, mangels Wasser und Schläuchen und Löschern. Der Himmel weit hin blutrot, und dann erhob sich der Feuersturm, von dem die Berliner immer erzählten, eine tolle Sache, wie das rauschte! So rauschte es, aber mehr noch rauchte es, noch am Dienstag Mittag war es des Qualms wegen unmöglich sich dem Stadtinnern zu nähern, oder nur mit feuchten Tüchern vor der Nase. Gegen vier Uhr früh ging ich nachhause, um zu sehen, ob ich noch ein solches hätte. Es war ein Gang wie Nero, durch die brennende Mauerkircherstraße, links und rechts brannte es, Funkenregen und Feuerwerk, in der Ismaningerstraße brannte es, aber weniger, und der große Feuerschein über meinem Haus, der mich nicht wenig bange gemacht hatte, kam von einem Großbrand in der Nachbarschaft, mein Haus stand, mein Zimmer auch, nur so voll von Staub und Ruß und Aschenregen wie nach einem Vesuvausbruch, und staubig und rußig und mit rauchgebeizten Augen entschlief ich sanft. So wars, aber das war alles bescheiden gegen das, was sich in der Stadt tat. Das Zentrum ist ziemlich hin, du wirst in der Zeitung gelesen haben. Vom Friedensengel sah ich hinab auf die gute, die unheimlich in Qual und Staub dalag. Abends war ich dann bei Kiefhaber, dem nichts passiert ist, und als er mich im Auto wieder zu Hanser fuhr, brannte es noch lustig überall und der Himmel war hell, als sei der Angriff vor einer Viertelstunde gewesen.*

Am 2. September 1944 bestätigte Alverdes, wonach Britting gefragt hatte, daß es das „Innere Reich“ noch gebe, und er Brittings Gedichte für das nächste Heft bekommen habe. Mit ähnlichem Galgenhumor wie sein Freund schildert er seine und seiner Frau Dienstverpflichtung, zu der sie als Bewohner Strobels herangezogen wurden.

*Ja, einstweilen bin ich noch Schriftleiter, aber schon hat es Röslein erwischt, und sie rüstet sich, ab nächster Woche acht Stunden täglich hier auf dem Schneidertisch zu sitzen und Soldatenmäntel zu nähen; doch bleibt uns wenigstens unsere alte Grete noch erhalten, sie kann mir den Kaffee aufwärmen und das Kraut aus dem Rohr geben, wenn ich von der Ausfahrt mit der Strobeler Feuerwehr zurückkomme, denn dort bin ich nun der Fahrer des Motorwagens geworden! Beim nächsten Angriff auf München oder Augsburg steure ich ihn durch die Nacht nach Salzburg, wo die Strobler dann Wache halten. Alle freuen sich schon auf die Fahrt mit mir, nachdem ich nun vier Jahre kein Lenkrad in der Hand gehalten und kenne mich vollends mit Lastwägen nicht aus. Ich denke aber, daß die Uniform mir gut lassen wird, ich werde aussehen wie ein Statist in der Fahnenweihe von Ruederer.*

*[...]Die Landschaften des Todes gefallen mir sehr; ich freue mich, sie in das letzte Heft zu stellen, und wenn es irgend mit dem Raum zu machen ist, Unter hohen Bäumen.*

*Nächste Woche reise ich zu Carossa, um ihm eigenhändig einen Beitrag für das nächste Heft zu entreißen, er tut es nicht billiger.*

*[...]Leb wohl Britting und habe erträgliches Hungern und Frieren. Rose, die Mantelnäherin und Jan der Einsame lassen dich grüßen. Auch Wolf hat Sehnsucht nach den Sonntagen mit dem Onkel Britting und den Buzzelküh schlachten, als er jüngst auf Urlaub aus seinem Sparta hier war und in den wenigen Pausen zwischen seinen unaufhörlichen Mahlzeiten einiges äußern konnte.*

*Grüße an Fräulein Fröhlich, bitte und an den Kiefhaber Sepp. Ich sah in Träumen Lotte-Sarah <sup>↓</sup> oft als eine*

---

<sup>↓</sup> Lotte Kiefhaber

*Madonna und uns alle klein wie Stifterfiguren, aus den Falten ihres Mantels hervorblicken.*

Kurz darauf wurde das Münchner Verlagshaus so schwer getroffen, daß der Betrieb in den Kellerräumen nur notdürftig weitergehen konnte. Die gesamte Auflage des letzten Heftes der Zeitschrift war zerstört worden. Die Verlagsleitung entschied, das „Innere Reich“ nicht weiter erscheinen zu lassen. Alverdes notierte in sein Tagebuch:

*Die Mitteilung vom Aufhören des Inneren Reiches im Zuge der totalen Kriegsführung erfüllt mich fast mit Genugtuung. Ich werde nun keinen Nachfolger haben; und es ist das Rechte, daß mit dem Erlöschen unseren öffentlichen Lebens auch die Zeitschrift aufhört zu erscheinen.*

Im August 1944 erhielt mein Stuttgarter Theater einen Volltreffer und wurde teilweise zerstört; die Intendanz wich aus auf die kleine Bühne, die es in Wildbad im Schwarzwald gab. Ich schrieb am 18.8.1944 an meinen Vater.

*L.V., heut bekam ich deinen nach Wildbad geschickten Brief hierher zurück, denn ich bin noch immer in Stuttgart. Durch die Erkrankung eines Hauptdarstellers wird „Der Lügner“ (von Goldoni, in dem ich mitspielte) voraussichtlich erst Sonntag in einer Woche dort gespielt werden, ich bin also bis mindestens nächsten Mittwoch hier. Da bei uns aber jeden Tag umdisponiert werden kann, lass ich alle meine Post in die Richard-Wagner-Straße schicken, ich hab hier verlässliche Leute, die sie mir, wenn nötig, schon umadressieren. Dank dir für die beigelegten Marken, die alle für Wildbad aufgehoben werden.*

*Was nun deine Bitte betrifft, dir in W. ein Zimmer zu besorgen, so muß ich dir leider sagen, daß das ganz unmöglich sein dürfte. W. ist voll von Evakuierten, Soldaten und kranken Leuten, daß wir sogar, wenn wir einige Tage spielfrei sind, nach Stuttgart zurückmüssen, um Betten frei*

*zu machen für Kollegen. Keiner von uns hat ein Zimmer allein, die Wohnerei dort wird sowieso gräßlich werden [...] Wir haben hier (in Stuttgart) im Theater unsere tägliche Arbeitszeit und schleppen bei dieser Bullenhitze unentwegt Ziegel aufs Dach. Ich bin jeden Tag in Schweiß gebadet, wenn ich die 460 Stufen heraufsteigend, heimkomme. Dazu die schlechten Nachrichten. In ganz Thüringen sind die Theater schon geschlossen, in Hannover, Göttingen usw. ebenfalls, bald wirds bei uns auch so weit sein. Unvorstellbar, mir graut vor der nächsten Zukunft. Wenn nur bald das siegreiche Ende käme!!!*

*Wildbad, 25.8.1944*

*L.V., du wirst es inzwischen auch längst gehört haben, daß am 1. September alle Theater schließen. Wir spielen hier noch bis Mittwoch, dann gehts nach Stuttgart, dort kommen wir Frauen geschlossen in einen Rüstungsbetrieb, unsere Männer fast alle zum Militär. Wie die Geldfrage geregelt wird, weiß noch niemand...*

Zur Zwangsarbeit im Rüstungsbetrieb konnte ich mich nach München ummelden; in der Firma Deckel, wohin ich eingewiesen wurde, traf ich auf einstige Kolleginnen von Staatstheater und Kammerspielen. Wir arbeiteten acht Stunden täglich an einem winzigen Munitionsteil, dem wir mit der Pinzette einen Fühler einsetzen mußten. (Es ging das Gerücht um, nachts werde wieder zerstört, was tagsüber hergestellt worden war, weil es an Material fehle.) Die Rüstungsarbeiterinnen mochten uns nicht, feindeten die Schauspieler eher an. Ich fuhr anschließend an diese deprimierende Tätigkeit jeden Abend noch zu Britting, das heißt, von Sendling nach Bogenhausen, also quer durch die Stadt, um ihm Essen zu bringen, immer in der Sorge, wegen eines Luftangriffs unterwegs steckenzubleiben. Die Wohnung meiner Mutter, in der ich zusammen mit ihr und meiner Schwester lebte - mein Bruder

war an der Front und fiel noch einen Tag vor Kriegsende - wurde im Dezember durch Brandbomben zerstört, im Januar ebenfalls unsere erste Notunterkunft, in der zweiten erwarteten wir, im Keller sitzend, am 1. Mai 1945 die Amerikaner. Brittigs Treppenzimmer blieb bewohnbar. Ich zog nach Kriegsende sehr bald in seine Nähe, mietete mir in der Posartstraße ein möbliertes Zimmer. Wir hungerten und froren erbärmlich in diesen ersten Nachkriegswintern - und heirateten. Britting war abgemagert und wurde krank: Spontanpneumotorax. Dreimal stach der Arzt durch seinen Rücken in den zusammengefallenen Lungenflügel, ihn wie einen Fahrradschlauch wieder mit Luft zu füllen; das gelang. Und als die Währungsreform kam und es wieder zu essen und zu trinken gab, nahm er an Gewicht wieder zu. An Lebensfreude auch, dank seiner Virginia, die er bitter entbehrt hatte. Die von Curt Vinz und Berthold Spangenberg 1946 gemeinsam gegründete „Nymphenburger Verlagshandlung“, brachte 1947 unter dem Titel „Die Begegnung“ eine äußerlich bescheidene Ausgabe seiner „Todsonette“ und legte 1948 den „Irdischen Tag“ neu auf, den Britting gegenüber Vinz *als eine Art grundlegender Plattform meines Lebens* bezeichnete; im Hanser Verlag erschien 1950 die dritte Auflage von „Lob des Weines“, mit Zeichnungen von Max Unold. Bereits 1948 war bei Hanser die erste Auflage der von ihm und Hohoff herausgegebenen „Lyrik des Abendlands“ herausgekommen, die ein Erfolg wurde und einige Auflagen erlebte. An Georg Jung schrieb Britting einmal etwas resigniert, die „Lyrik des Abendlands“ sei das einzige Buch, mit dem er etwas Geld verdient habe: *es ist ja auch nicht von mir*.

So kam sein 60. Geburtstag heran, zu dem der Verlag im Februar 1951 pünktlich Brittigs neuen Gedichtband „Unter hohen Bäumen“ vorlegte. Im „Rheinischen Merkur“ würdigte Paul Alverdes Werk und Person seines Freundes; er begann mit einer Personenbeschreibung:

*[...] Georg Britting hat ein weiträumiges, offenes Gesicht, faltenlos fleischig unter dem kurzgeschorenen, eisengrauen Haar; auch jetzt noch, da er sich anschickt, die Schwelle der Sechzig zu überschreiten. Man könnte sich dieses kluge Angesicht mit dem ruhig forschenden Blick, dessen gelassene Heiterkeit von innerer Sicherheit kündigt, gut über dem Habit eines geistlichen Würdenträgers vorstellen.*

Britting gehöre eher zu den schweigsamen Menschen, schrieb Alverdes weiter,

*[er] kann manchmal aber auch sehr unterhaltend sein, mehr als das, wenn der Wein ihn befeuert und aus der Stummheit hervorlockt, oder wenn ihn einer mit Meinungen und Ansprüchen reizt, die ihm zuwider sind. Dann kann er herausfahren, wie der Bär aus seiner Höhle, mit Prankenhieben auf den Tisch, und mit schneidender, befehlender Stimme auch Dinge aussprechen, die sich so leicht kein anderer unterstehen würde, und manchem mögen sie dann vermessen oder gar fürchterlich klingen. Dann zeigt es sich, daß seine Geschichten keine Literatenstücke sind, von einem bloßen Talent kunstreich hingespielt, sondern daß er selber in der von ihm angeschauten und nacherschaffenen Welt mitteninne haust, in einem herrischen, begierigen Glück, in immerwährender, brennender Bewunderung, aber auch mit der wachen und furchtlosen Gefaßtheit, ohne die ihr unverstellter Anblick dem Einsamen wohl unerträglich wäre.*

Im Sommer dieses Jahres zogen wir an den Sankt-Anna-Platz Platz.

nächstes Kapitel